

Inhalt

Einleitung oder Von der Macht des Geldes im Märchen	9
I Rumpelstilzchen: Von der »Wertschöpfung« menschlicher Arbeit	17
II Der gestiefelte Kater: Wenn Betrug sich auszahlt	73
III Die Bremer Stadtmusikanten: Die Allianz der »Nutzlosen«	123
Zu den Abbildungen	153
Anmerkungen	154

Einleitung oder Von der Macht des Geldes im Märchen

Eigentlich könnte man's wissen: Geschichten, die einmal vom »einfachen« Volke erzählt wurden, schildern nicht nur die großen Wünsche nach Liebe und Glück, sie deuten in symbolischen Szenen zugleich auch die Lage von Menschen, die sich bedroht sehen von der nur allzu berechtigten Angst, an Armut und in Armut zugrunde zu gehen. Was können sie machen, um Geld, Macht und Sicherheit sich zu verschaffen? Und was macht es mit ihnen, wenn sie es endlich geschafft haben?

In unseren Tagen scheint die Allmacht des Geldes allgegenwärtig. Selbst die Nachrichten im deutschen Fernsehen kennen nur zwei Teile: vor und nach den Börsenmitteilungen. Erster Teil: Inland. Was muß man tun, um sie zu verbessern? Zweiter Teil: Ausland. Was sind weltweit die Folgen, wenn sie sich verbessert haben?

Als die BRÜDER GRIMM vor nun fast genau 200 Jahren begannen, ihre Sammlung der *Kinder- und Hausmärchen* zusammenzustellen, waren die sozialen Verwüstungen des heraufziehenden Industriezeitalters nicht entfernt auch nur abzusehen: in Scharen würden mittellose Landarbeiter in die Fabriken der Städte gesaugt werden und fänden in diesen Ballungsräumen der Produktion von Massengütern und Massenelend gerade genug zum Überleben, doch allemal zu wenig zum wirklichen Leben. Von diesen Vorgängen findet sich nichts in den GRIMMSCHEN MÄRCHEN. Ihre Welt ist ganz und gar ländlich und fürstlich, eine feudale Umgebung noch, ausgestattet mit schönen, doch armen Müllerstöchtern und hilfreich rettenden Königssöhnen. Um so aktueller für unsere Zeit freilich ist die Frage, die sich in ihnen immer von neuem stellt: Wie bewahrt man die Liebe vor ihrer Veräußerlichung? Und wie fühlen Menschen, denen die Armut ans Herz greift?

Zahlreiche Märchenmotive wirken wie der Dritten Welt entnommen. »Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern ... Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teuerung ins Land kam, konnte er auch das täglich Brot nicht mehr schaffen.« Mit diesen Worten beginnt das Märchen von *Hänsel und Gretel* (KHM 15). Es schildert eine Armut, die eine Mutter zwingt, ihre Kinder im Wald auszusetzen und sie den wilden Tieren zu überantworten; wie diese Kinder ihrer magersüchtigen Gefangenschaft zwischen dem Bedürfnis, zu essen, und der Furcht, gegessen zu werden, schließlich entrinnen, bildet das eigentliche Thema dieser Erzählung¹. – »Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zum Gevatter bitten.« So lautet die Einleitung zu der Geschichte *Der Gevatter Tod* (KHM 44). Eine so große Kinderschar war in den Tagen der GOETHE-Zeit durchaus noch üblich, und auch das Problem, daß ein weiteres Kind erscheinen kann als das reine Unglück, weil es die Erwerbsmöglichkeiten der Familie mit seiner Existenz überfordert, ergab sich in jenen Tagen nur allzu leicht und allzu häufig. Wie fühlt sich ein Kind, das als die verkörperte Unglückszahl auf die Welt kommt? In dem Märchen von *Gevatter Tod* begegnet der arme Mann dem lieben Gott, doch nimmt er dessen Hilfe nicht an, weil er es mit den Reichen hält und die Armen hungern läßt, und auch den Teufel weist er zurück, weil dieser die Menschen betrügt und verführt. Nur den Tod findet er recht, um Gevatter zu stehen, denn der fährt unterschiedslos dahin über Reiche wie Arme. Wie dieses dreizehnte Kind als das Patenkind des Todes zu einem berühmten und tüchtigen Arzt wird, der nur auf die Konstellationen des Todes am Krankenbett achthaben muß, erzählt im weiteren diese Geschichte². – Die Aussichtslosigkeit der wirtschaftlichen Lage kann einen Menschen aber auch dahin treiben, ein Bündnis mit dem Teufel einzugehen, wie es die Geschichte *Das Mädchen ohne Hände* (KHM 31) erzählt: »Ein Müller war nach und nach in Armut geraten und hatte nichts mehr als seine Mühle und einen großen Apfelbaum im Garten«, – so beginnt diese Erzählung, die

im folgenden schildert, wie der Müller unwissentlich seine eigene Tochter dem Bösen verspricht; um sie schließlich aus seinen Klauen zu retten, muß er ihr die Hände abschlagen. Wie überwindet ein Mädchen die Widersprüchlichkeit im Wesen seines Vaters, den ein unglückseliges Schicksal zu ungewollter Grausamkeit nötigt? Nichts Geringeres als ein solches Problem stellt sich diese erstaunliche Geschichte um das Rätsel physischer wie psychischer Gewalt und um das Geheimnis heilender Gnade zur Aufgabe³. – Aber auch die umgekehrte Entwicklung ist möglich: »Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau, der hatte nur ein einziges Kind, das war ein Mädchen von drei Jahren. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben«, so lautet die Einleitung zu dem Märchen vom *Marienkind* (KHM 3). Dem armen Holzhacker begegnet im Walde nicht der Teufel, sondern die Jungfrau Maria, die das Mädchen zu sich in den Himmel nimmt und bei den Engeln aufzieht; nur die dreizehnte Tür des Himmels darf das Mädchen nicht öffnen; als es dann doch dieses Gebot übertritt und *die Dreieinigkeits im Feuer und Glanz sitzen* sieht, wird es auf die Erde verstoßen. Wie kann eine Frau, die mit madonnengleichen Idealen aufwachsen muß, jemals Kinder zur Welt bringen, die ihr nicht von der Muttergottes fortgenommen werden⁴? So die Frage dieser Erzählung.

Menschlich wie therapeutisch ist es sehr wichtig, in all diesen Märchen (und in vielen anderen, wie sich leicht aufführen ließe) den Verformungen nachzugehen, die sich unter dem Druck äußerer Not in der Seele von Menschen abzeichnen. Denn alles kehrt wieder. Die Ähnlichkeit so mancher Szene der GRIMMSchen Märchen mit gewissen gesellschaftlichen Verhältnissen in Afrika oder in Übersee verweist eindringlich auf die Tatsache, daß Armut, Hunger und Elend mitten in unserer Wohlstandsgesellschaft in breiter Front auf dem Vormarsch sind. Keineswegs trägt die »Globalisierung« zu einer gleichmäßigen Hebung des Lebensstandards aller bei; im Gegenteil, im Zuge einer weltweiten Jagd nach den billigsten Arbeitssklaven hält mehr und mehr die Dritte Welt Einzug in die Erste Welt. »Tag für Tag«, schreibt JEAN ZIEGLER, »sterben auf unserem Planeten ungefähr 100 000 Menschen an Hunger oder an den unmittelbaren Folgen des Hungers. 826 Millionen Menschen sind

gegenwärtig chronisch und schwer unterernährt. 34 Millionen von ihnen leben in den wirtschaftlich entwickelten Ländern des Nordens; der weit größere Teil, 515 Millionen, lebt in Asien, wo er 24 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Betrachtet man jedoch den prozentualen Anteil der Opfer, so ist es das Afrika südlich der Sahara, das den größten Tribut zu leisten hat: Hier sind 186 Millionen Menschen dauernd schwer unterernährt, das heißt 34 Prozent der Gesamtbevölkerung.«⁵ Doch was besagen solche Zahlen? »Eine ... Dimension menschlichen Leidens fehlt noch in diesem Bild«, fügt ZIEGLER hinzu: »die erstickende, unerträgliche Angst, die jeden Hungernden peinigt, sobald er erwacht. Wie wird er an diesem neuen Tag den Lebensunterhalt für die Seinen sichern und sich selbst ernähren können?«⁶ Das sind Fragen von der Art, wie sie das Eingangsgespräch des Märchens von *Hänsel und Gretel* stellt und wie sie in ihrer Dringlichkeit von einer beklemmenden Aktualität sind: »Die Zerstörung von Millionen Menschen durch Hunger vollzieht sich täglich in einer Art von eisiger Normalität – und auf einem Planeten, der von Reichtümern überquillt. – In dem Stadium, das die Erde durch ihre landwirtschaftlichen Produktionsmittel erreicht hat, könnte sie 12 Milliarden Menschen normal ernähren, anders gesagt, sie könnte für jeden einzelnen eine Ration von 2700 Kalorien pro Tag bereitstellen. Doch wir sind heute nur etwas über 6 Milliarden Menschen auf der Erde, und trotzdem leiden Jahr für Jahr 826 Millionen von ihnen an chronischer, krankmachender Unterernährung. – Die Gleichung ist einfach: Wer Geld hat, ißt und lebt. Wer keines hat, leidet und wird invalide oder stirbt. – Ständiger Hunger und chronische Unterernährung sind von Menschen gemacht. Verantwortlich für sie ist die mörderische Ordnung der Welt. Wer auch immer an Hunger stirbt – er ist Opfer eines Mordes. – Über zwei Milliarden Menschen leben in ›absoluter Armut‹ ...: ohne feste Einkünfte, ohne regelmäßige Arbeit, ohne angemessene Behausung, ohne medizinische Versorgung, ohne ausreichende Ernährung, ohne Zugang zu sauberem Wasser, ohne Schule. – Das Recht über Leben und Tod einer Milliarde von Menschen üben die Herren des globalisierten Kapitals aus. Durch ihre Investitionsstrategien, ihre Währungsspekulationen, die politischen Bündnisse, die sie eingehen, entscheiden sie Tag für Tag darüber,

wer das Recht hat, auf diesem Planeten zu leben, und wer dazu verurteilt ist, zu sterben. – Der von den Oligarchien seit Beginn der Neunzigerjahre errichtete Apparat der weltweiten Herrschaft und Ausbeutung ist von äußerstem Pragmatismus geprägt ... – Ihre Waffen sind Zwangsfusionen, feindliche Übernahmeangebote, die Errichtung von Oligopolen, die Vernichtung des Gegners durch Dumpingpreise oder Kampagnen zur persönlichen Verunglimpfung ... – Zu den Zerstörungen und Leiden, die den Völkern durch die Oligarchien des globalisierten Kapitals, sein militärisches Imperium und dessen Söldlinge, die Handels- und Finanzorganisationen, zugefügt werden, kommen noch jene, die durch Korruption und Untreue im Amt hervorgerufen werden.«⁷

In der Tat: Anfang März 2007, während ich diese Zeilen schreibe, wird bekannt, daß die Dax-Konzerne im Vorjahre bei einer Gewinnsteigerung um $\frac{2}{3}$ rund 55 000 Stellen abgebaut haben, davon allein Daimler-Chrysler 15 000; soeben droht Airbus mit dem Abbau von rund 10 000 Arbeitsplätzen vor allem in Frankreich (4 300 Stellen) und Deutschland (3 600 Stellen), stellt die Telecom die Ausgliederung von 50 000 Mitarbeitern in die Service-Gesellschaft T-Service (Kundendienst, Technische Infrastruktur, Call-Center) in Aussicht oder denkt auch schon an die Zerschlagung von T-Com mit 85 000 Mitarbeitern, plant Bayer Schering die Streichung jedes zehnten Arbeitsplatzes – 6 100 von rund 60 000 Stellen weltweit, davon 1 500 in Deutschland ... So geht das Woche um Woche, Monat um Monat, während die regierungsfreundlichen Medien sich im Jubel über den vermeintlichen Abbau der Arbeitslosenzahlen nicht genug tun können; sie verschweigen ganz einfach, daß die Statistiken nur deshalb sich so schön frisieren lassen, weil immer mehr Billiglohnjobs und Kurzarbeitsverhältnisse als reguläre Beschäftigungen geführt werden. Nicht bei den Arbeitern liegt der Grund für diese Entwicklung; er liegt bei einem System, das auf nichts anderes ausgerichtet ist als auf bedingungslose Gewinnmaximierung; die bloße Ankündigung von weiteren Stellenstreichungen genügt inzwischen, die Aktienkurse der entsprechenden Firmen in exorbitante Höhen zu katapultieren. Doch die Frage lautet, wie sich auf eine derart unmenschliche Form des »Wirtschaftens« antworten läßt.